

Wohnen und Wohnerlebnis

Autor(en): **Silbermann, Alphons**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bauen + Wohnen = Construction + habitation = Building + home : internationale Zeitschrift**

Band (Jahr): **21 (1967)**

Heft 8: **Bauen auf dem Lande = Constructions rurales = Farm construction**

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-332930>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Tagungsbericht von der Vortragsveranstaltung «Wie wohnt der Schweizer?» der Schweizerischen Gesellschaft für praktische Sozialforschung vom 2. Juni 1967 in Zürich

Professor Dr. Alphons Silbermann

Wohnen und Wohnerlebnis

Betrachtet man aufmerksam die Zeitungsstände in Straßen, Bahnhöfen oder Tabakgeschäften, so fällt auf, daß ein Großteil des ausgestellten und angepriesenen Lesematerials aus Zeitschriften besteht, die sich mit der Wohnung, mit ihrer Einteilung, Aufteilung und Einrichtung befassen. Selbst die Zeitungen und Illustrierten, die Filmjournale, die Teenagerblätter und die Modestillen fühlen sich verpflichtet, zur Bauplanung und Landschaftsaufteilung, zur Regionalplanung, zum Repräsentativbau oder zur Städte- renovation sich ebenso maßgeblich zu äußern wie zur Konstruktion einer smarten Junggesellenbude oder einem todschicken Landhaus. Vom praktischen Besenraum bis zum konvertierbaren Sitz-, Speise-, Arbeitszimmer zeigen uns buntpfarbige Bilder, versehen mit in höchsten Tönen schwelgenden Texten, wie man gut schlafen, geruchlos kochen, gemütlich sitzen, konzentriert arbeiten, mühelos putzen, kurz, wie man schön wohnen kann und soll. Einerseits mutet dieses Bemühen an wie die Laienaufklärung in der Medizin, mit der man auf die Dauer möglicherweise vermag, den nie erreichbaren und kostspieligen Arzt zu ersetzen, andererseits wie eine direkte Anpreisung, um nicht zu sagen: wie eine Forcierung von Konsumgütern. Jedoch, man könnte auch der Ansicht sein, es handle sich hierbei um einen Beweis für die allseitigen Bemühungen zur Schöpfung eines zur gleichen Zeit geschmackvollen, praktischen und ökonomisch tragbaren Lebensstils. Und lesen wir noch obendrein¹, daß eine Siedlung wie Le Lignon im Rhonetal «bereits eine Auflösungserscheinung der Gesellschaft» ist und dort ein Familiensinn unmöglich ist, dann ließe sich sagen, daß jede der soeben angeführten publizistischen Hilfestellungen gar einen unmittelbaren Beitrag zur sozialen Organisation darstellen. Nur durch eine sinngemäße Wohnungseinrichtung – so verkünden naive pseudosozilogische Gemüter – könne man den sogenannten «Zerfall des Familienlebens» verhüten, könne die Gattin ihren Mann daran hindern, allabendlich ins Wirtshaus zu gehen, könne die Mutter vereiteln, daß der Sohn seine Freizeit vor der Musikbox verbringe, die Tochter die ihre auf dem Tanzboden, das Kleinkind vor dem Fernsehkrimi, gar nicht davon zu sprechen, daß auch Mütter selbst hierdurch wieder Gelegenheit gegeben werde, geruhsam Socken zu stricken oder sich Gottfried Kellers «Grünem Heinrich», ihrer Lieblingslektüre, zu widmen.

Wie immer man hierzu im einzelnen auch stehen mag, ob man dem unentgeltlichen Gejammer von Sozialkritikern Glauben schenkt oder nach Anweisung der einen Zeitschrift die Anschaffung eines besonders nied-

rigen Teakholztisches als für die Bequemlichkeit bebauchter Menschen förderlich hält oder es vorzieht, nach Anweisung einer anderen Zeitschrift einen handgewebten afghanischen Teppich an die Wand zu nageln, um auf diese Weise ein Maximum an Wohn- und Lebensstil zu erreichen – es wird bei all dem von nichts anderem ausgegangen als von völlig unerwiesenen Prämissen, von nebulösen Vorstellungen und von vagen Illusionen. Nirgends unterzieht man sich der Mühe, auch nur einen Augenblick zu überlegen, was denn dieses «Wohnen» alles bedeuten und alles umfassen kann.

Diese Lakune wird mit fortschreitender Urbanisierung letzten Endes der Stellung jener Berufsgruppe innerhalb unserer Gesellschaft zum Vorwurf gemacht werden, von der wir grosso modo als den Architekten sprechen wollen.

Da sie sich im Gegensatz zum Draußen nur wenig – wenn überhaupt – um das Drinnen des Wohnens kümmern, unterstützen sie eine soziale Bewegung, die sie in den Augen der Bewohner ihrer Konstruktionen zu Randpersonen werden lassen wird. Unterstützt wird eine solche sicherlich bedauerliche Entwicklung, bei der sich der «Architekt als Koordinator» – wie Walter Gropius ihn sehen möchte² –, als ein der Gesellschaft lästiger, wenn auch notwendiger «marginal man» herausbilden wird, unterstützt, so sagte ich, wird eine solche Entwicklung noch durch solche sozialgeschichtliche Ergüsse, bei denen vom Architekten neben technischem und wissenschaftlichem Wissen eine «culture générale auf gehobenem Niveau» verlangt wird, die es ihm erlaubt, «die Nuance der Dinge und die Rangordnung der Werte zu erfassen sowie durch den Geist eine überspezialisierte Welt zu beherrschen»³.

Wie es jedoch unter Außerachtlassung solcher platttündinesken Auslassungen in Wirklichkeit aussieht, dafür geben uns – was beispielsweise die Situation in der Bundesrepublik Deutschland betrifft – zwei rezente Untersuchungen gewisse Hinweise. Eine Fachzeitschriftenanalyse, die bei tausend Architekten durchgeführt wurde, zeigte auf, daß 9% aller befragten Architekten überhaupt keine Zeitschrift regelmäßig erhalten und daß 17% aller befragten Architekten keine Zeitschrift regelmäßig lesen. Bei einer anderen Erhebung über die bevorzugten Informationswege der Architekten wurden von tausend befragten Architekten als bevorzugte Informationswege aus einer Liste die folgenden Möglichkeiten zu relativ höchsten Anteilen ausgewählt: Aufsätze in Fachzeitschriften von 72%, Fachbücher von 68%, Kataloge, Preislisten, Werbebriefe usw. von 62%, Fachmessen und Fachausstellungen von 60%, Gespräche mit anderen Architekten von 55%, Gespräche mit Vertretern von Herstellerfirmen von 53%, Gespräche mit Handwerkern von 52%, Besichtigung fremder Bauvorhaben von 48%, Konstruktionsvorschläge von Hersteller- beziehungsweise Zulieferfirmen von 36%, Gespräche mit Bauführern von 36%, Besuch von Bauzentren (Baumusterschauen) von 34%⁴.

Was wir hier nur zur Beleuchtung einer Situation unterbreiten, einer

Situation, von der wir mangels Zugangs zu ähnlichen Erhebungen unterstellen dürfen, daß sie in der Schweiz ähnlich gelagert ist, weist einerseits darauf hin, daß es dem Architekten angesichts der Vielschichtigkeit seines Berufes nicht länger gegeben ist, sich außerhalb seiner vordringlichen Beschäftigungsfelder zu betätigen. Andererseits wird uns hier die Beleuchtung der Tatsache gegeben, daß die Wohnung eine Ware ist, selbst wenn diese Ansicht begrifflicherweise dort verpönt ist, wo stets noch der Architektur als Kunst und nichts anderem als einer Kunst, als einem «Dichten mit Steinen» oder einem «Malen in Beton» das Wort geredet wird.

Aus diesem Korsett der sozialen Verflechtungen versucht sich heute der Architekt zu befreien, indem er im Anschluß an Frank Lloyd Wright von einer «organischen Einheit», von einer «organischen Architektur» spricht, bei der Bauplatz, Struktur, Einrichtung, Dekoration und Bepflanzung zur Einheit werden⁵, oder wie der allzufrüh verstorbene Eero Saarinen von der «Ganzheit der Architektur», womit das Gesamtkonzept eines Gebäudes gemeint ist, bei dem das Innere ein ebenso wichtiger Teil dieser Einheit ist wie das Äußere.

Möglicherweise ist es keineswegs ein Zufall, daß das Konzept der Ganzheit auch als soziologischer Begriff – zusammengesetzt aus Gestalt und Struktur – seine Bedeutung hat. Er wird in der Soziologie meist mit organischen Betrachtungen verbunden, und zwar wenn es darum geht, einer mechanischen und atomistischen Betrachtungsweise wirtschaftlicher, sozialer, politischer und künstlerischer Erscheinungen entgegenzutreten. Dieses Bemühen manifestiert sich, was die Architektur und damit verbunden das Wohnen betrifft, auf zwei grundverschiedene Weisen. Einmal durch den Versuch, eine lebende Beziehung herzustellen zu dem, was oft das «univers d'architecture», die Welt der Architektur, genannt wird, womit solche Erscheinungen wie die «Wandlung der Umwelt» ihre Bezüge finden. Ein anderes Mal durch einen Rückzug auf das rein Strukturelle, womit soziale und wirtschaftliche Gesichtspunkte in den Hintergrund zu treten haben. Dieser Gegensatz zweier Denkrichtungen, die beide dem Bestreben dienen, das atomistische Denken zu unterbinden, um die Ganzheit zu erreichen, hat zu einer Mischung von Gedankengängen geführt, bei der der Begriff «Wohnen» dem Totalzusammenhang entzogen wurde. Ersehen läßt sich dies schon aus dem Überwiegen einer ästhetisierenden Architekturkritik, die sich, unter Außerachtlassung rein menschlicher Gegebenheiten, überwiegend mit formalen Fragen befaßt. Will man jedoch sowohl dem Individuum als auch dem Kollektiv ein Wohnen vermitteln, welches primär den Eigenlichkeiten des Menschen gerecht wird, so haben Elemente und Probleme wie die Erkenntnis der notwendigen Einordnung jeder Einzelaufgabe in das größere Ganze, fernerhin das Verstehen der Angemessenheit für Gesamtstruktur und Details sowie Verständnis für Eigengesetzlichkeiten innerer und äußerer Konsequenzen in der Gestaltung vordergründig zu sein.

Aber auch diese erkenntnistheoretischen Formeln einer modernen Baugesinnung, wie sie schon öfter von seiten der Architekten und Städteplaner proklamiert wurden⁷, verbleiben im Gefilde der Theorie, solange man sich nicht Klarheit darüber verschafft, was denn in diesem Begriff «Wohnen» alles enthalten sein kann. Und da in diesem Begriff so unendlich vieles enthalten ist, erscheint es uns angebracht, hier einen Versuch der Systematisierung zu unterbreiten, selbst wenn dabei jene organische Ganzheit, die das Wohnen zweifellos darstellt, zeitweilig auseinandergerissen werden muß. Schließlich haben wir in Betracht zu ziehen, daß das Wohnen vom Gestalter her gesehen – heiße dieser nun Architekt, Innenarchitekt, Dekorateur, Fachzeitschrift oder Bewohner schlechthin – von ganz unterschiedlichen Warten aus betrachtet werden kann.

Erstens kann das Wohnen als eine individuelle Angelegenheit angesehen werden. Hierbei wird Bezug genommen auf charakteristische Kriterien des Bewohnertyps, die in ihrer Mehrzahl sozioökonomisch bedingt sind. Dementsprechend differenziert sich das Wohnen und damit verbunden die Gestaltung der Wohnung, je nachdem ob es sich um die Wohnung eines Angestellten, eines Künstlers, eines Bergarbeiters, eines Snobs, eines Bankiers oder eines Gelehrten handelt.

Zweitens sehen wir das Wohnen als eine psychologische Angelegenheit. Hier wird bei der Wohngestaltung ausgegangen von Problemen wie Lärmverhütung, Energiekonzentration und Farbenwirkung, aber auch von solchen, die entweder der Schaffung einer Kollektiv- oder einer Privatsphäre dienlich sein sollen, die sowohl nach innen, das heißt zur Familie hin, als auch gegen außen, das heißt zur Absonderung im Sinne von «My home is my castle» hin, gerichtet sein kann.

Drittens erkennen wir das Wohnen als eine physiologische Angelegenheit. Bequemlichkeit und Tunlichkeit stehen hier im Vordergrund, ebenso wie gesundheitliche, sanitäre und hygienische Erwägungen, was uns zusätzlich das Wohnen als eine technologische Angelegenheit sehen läßt. In diesem Zusammenhang treten wir vielfach Argumenten entgegen, die auf der fälschlichen, wenn auch weitverbreiteten Ansicht beruhen, Technik und Kunst stünden sich wie feindliche Brüder gegenüber. Das aber ist nur Schlagwort und keine Wahrheit. Der neue Wohnungstypus, so schrieb jemand kürzlich, bei dem die Räume ineinandergezogen sind und verschiedenen Zwecken des Wohnens dienen sollen oder müssen, bedingt ein leicht zu bewegendes und gleichzeitig stark beanspruchbares Möbelstück. Dies dürfte wohl kaum eine sonderlich bemerkenswerte Erkenntnis sein, die erst dann ihren Sinn findet, wenn wir mit Konrad Wachsmann an eine Bauwelt aus technologischem Zwang denken, das heißt nicht mehr an eine solche, die aus dem Streben nach dem Phantom des Schönen geboren ist.

Viertens zeigt sich uns das Wohnen als eine soziale Angelegenheit. Hier könnte natürlich vom Städtebau, vom Raum, in dem gebaut wird, die Rede sein. Jedoch das gehört nicht zum Thema meines Referats. Uns interessiert hier das Gesellschaftlich-

Individuelle, und somit ist in diesem Zusammenhang vom Prestige beziehungsweise dem Prestige der Menschen zu sprechen. Ist es doch eine seit langem durch die soziologische Forschung erkannte Tatsache, daß das menschliche Wesen im allgemeinen immer versucht bleiben wird, seinen sozialen Status zu erhalten oder ihn zu verbessern⁸. Eine Halb-Welt ist wünschenswerter als eine Nicht-Welt, und die große Welt zu erreichen ist der sehnlichste Wunsch all derer, die zur kleinen Welt gehören. Manchen gelingt dieser Sprung in die soziale Mobilität sowohl innerlich als auch äußerlich. Viele jedoch reüssieren nur nach außen hin, und was könnte neben Auto, Waschmaschine, Fernsehapparat, wurmstichiger gotischer Madonna und Büchern nach Zentimetermaß besser als Statusindikator dienen als der Anblick einer hierauf gezielten Wohnungsaufteilung und -einrichtung?

Fünftens kommen wir im Verzuge unseres Systematisierungsversuches zum Wohnen als einer soziokulturellen Angelegenheit. Jetzt erscheint im Hintergrund der Überlegungen jenes viel- und gleichzeitig so nichtsagende Leitbild, benannt Geschmack, und mit ihm die Berufung auf den unlogischen Satz von der Undiskutierbarkeit des Geschmacks. Denn schon lange hat die Wissenschaft erkannt, daß Geschmack nicht ein von Künstlern, Architekten, Zeichnern und Skribenten ex cathedra diktiertes oder erfülltes Etwas ist, das man entweder besitzt oder nicht, sondern es sich bei Geschmack um einen sozialen Prozeß handelt, der von sozialen Kräften, wie sozialer Erbe, von technologischen und biologischen Faktoren, von sozialen Veränderungen und erst in letzter Linie durch individuelle Schöpfungskraft bedingt und gebildet wird⁹. Im übrigen kann Geschmack erst dann bestimmt und ausgedrückt werden, wenn er entwickelt ist. Ist es doch so, daß Geschmack sich nicht durch naturwissenschaftliche Gesetze beweisen noch sich mit der Natur vergleichen läßt. Wir sind in dieser Hinsicht nur in der Lage, kulturelle Normen zu erfassen, jene Normen, die in unseren Köpfen, das heißt im Kopf der Gesellschaft, leben. Was daher für die Naturwissenschaft Experimente und Tests sind, sind für das Wohnen die kritische Erkenntnis und Erfassung der aus dem sozialen Prozeß entspringenden evolutionären Leitbilder.

Sechstens und letztens kommen wir zum Wohnen als einer soziologischen Angelegenheit. Hier handelt es sich nicht etwa darum – wie fälschlicherweise nur allzuoft angenommen wird –, Sozialgeschichte zu betreiben oder gar an der Wohnung, ihrer Einrichtung oder am Stil die Gesellschaft abzulesen. Nein, hier beim Wohnen als soziologischer Angelegenheit wird das Wohnen selbst als ein sozialer Prozeß, als eine Verhaltensweise gesehen, so wie sie sich tagtäglich vor uns abspielt, so wie wir sie selbst mitspielen, so wie wir sie im Alltag beobachten können. Das heißt, von soziologischer Seite stellen wir die Frage: «Warum wohnen die Menschen so, wie sie wohnen, und mit welcher Wirkung?» Durch die Erkenntnis des Warum, des Wie und der Wirkung versucht also der Soziologe vorzudringen zu den wechselseitigen Beziehungen all jener determinieren-

den Faktoren, die wir soeben als «Angelegenheiten des Wohnens» kurz umrissen haben.

Diese wechselseitigen Beziehungen lassen sich als das Wohnen im Sinne eines sozialen Prozesses bezeichnen, und zwar als eines Prozesses, der sich zwischen Produzent und Konsument abspielt. Jedoch innerhalb dieses Prozesses, so hat die nächste Frage zu lauten, welches ist das tangible Faktum, das sich der Beobachtung anbietet und der Beobachtung zugänglich ist? Das Wohnen ist es sicherlich nicht; denn schon der Ausdruck «Das Wohnen» ist so unfaßbar, ist Synonym und Umschreibung für so viele Gegebenheiten, daß damit weder theoretisch noch praktisch etwas anzufangen ist.

Beobachtbar, erfaßbar und auch experimentierbar ist nur jener soziale Prozeß, der in Interaktion durch die oben skizzierten individuellen, psychologischen, physiologischen, technologischen, sozialen und soziokulturellen Angelegenheiten entsteht und den wir als das Wohnenerlebnis bezeichnen. Damit spannen wir nicht etwa den Bogen zwischen Produzenten aller Arten und dem Konsumenten, wenn derselbe, sagen wir, ins Warenhaus geht und sich einen Teppich oder einen Stuhl kauft, sondern wir erfassen damit die Benutzung dieses Stuhls oder Teppichs als das Erlebnis des Wohnens. Denn erst dieses Moment der Benutzung des Stuhles, des Teppichs, des Bettes, der Toilette oder des Wohnzimmers ist beobachtbar. Erst von hier aus können wir fortschreiten zur Etablierung von Normen, das heißt in diesem Zusammenhang von übergeordneten Regelmäßigkeiten, die uns nicht nur den Begriff von dem vermitteln, was Architekten, Baumeister, Baugesellschaften und Planer als «Wohnen» ansehen, sondern was in der Wirklichkeit des Alltags «Wohnen» ist. Um uns an diesem Punkt unmißverständlich deutlich zu machen, wollen wir noch einmal wiederholen, daß Wohnen als solches nichts heißen will. Und gerade weil es nichts heißen will, wird die Wohnsituation in der fortgeschrittenen industriellen Gesellschaft allzuerne mit den Aphorismen von der verwalteten, der geformten oder der organisierten Welt aus geschmückt. Billige Sozialkritiker finden hier ihr saftiges Gefilde und verlegen sich in letzter Instanz auf Anklagen gegen Massenproduktion und Massenkonsum und zusätzlich auf die Beschimpfung all jener Produzenten, die an der Herstellung des Wohnens beteiligt sind. Hiermit dann wird eine Verwirrung angerichtet, unter der alle Beteiligten zu leiden haben, nämlich eine solche, bei der das Wohnen nicht mehr ein sozialer Prozeß ist, sondern ein ewiges Gejammer über «die Armen, die da wohnen müssen in jenen absonderlichen, abscheulichen Räumen». Aber das Wohnen ist ein sozialer Prozeß; denn das Wohnenerlebnis, welches in seiner Mitte steht, kann erforscht werden, womit weit über die im allgemeinen gestellte Frage des Funktional-Angebrachten hinausgegangen wird, um dem Verhalten der Menschen beim Wohnen in die Nähe zu gelangen.

Mit dem Wort «Verhalten» komme ich bei jenem soziologischen Betätigungsfeld und Forschungsfeld an, welches uns die Möglichkeiten für

die Untersuchung des Wohnenerlebnisses bietet. Ohne hier auf Einzelheiten über den sogenannten «Behaviorismus» einzugehen, möge es genügen, darauf hinzuweisen, daß beim Behaviorismus gewisse Beobachtungsdaten als Symptome der Existenz vom Menschen an gewissen Stellen in der Gegenwart solcher Prozesse wie dem des Wohnenerlebnisses interpretiert werden. Viel deutlicher noch als bei vielen anderen menschlichen Aktionen ist die Beobachtung des Verhaltens beim Wohnen nicht einfach eine Beobachtung der Bewegung physischer Körper in Raum und Zeit. Gerade beim Wohnen stehen die bemerkbaren physischen Tatsachen mit psychologischen Tatsachen in enger Wechselbeziehung. Mit diesen wenigen erläuternden Worten sprechen wir bewußt gegen die Idee, daß es dem Architekten einzig aus seiner Erfahrung, sei es im sozialen oder im künstlerischen Bereich, zustehe, das Verhalten beim Wohnenerlebnis durch die Konstruktion zu determinieren. Gerade mit den behavioristischen Methoden, die sich mit jedem Aspekt des Verhaltens des Einzelwesens in der Gesellschaft befassen, läßt sich jene Distanz zwischen Produzent und Konsument verringern, die heute wie ein Damoklesschwert über allen denjenigen schwebt, die der Bau- und Wohnindustrie ihre wirtschaftliche Existenz verdanken.

In gewissen Bereichen des Wohnens sind derlei Verhaltensforschungen bereits mit Erfolg angewendet worden. So bringt man im Kinderzimmer Tapeten an, die abwaschbar sind; man bringt Gitterchen an, damit sich unsere Kinder nicht den Hals brechen; man fabriziert keine Puppen aus Stahl und benutzt kein faserndes Holz. Auch in der Küche wird versucht, zumindest die Manipulationsmöglichkeiten behavioristisch zu erfassen. Aber gilt das für alle Teile einer Wohnung? Bevor man uns weiße, sehr niedrige, einem weißen Sarg ähnliche Betten als moderne Schlafzimmerelemente anbietet, sollte man sich da nicht erst fragen, ob diese auch noch der Erotik beliebter Ehepaare dienlich sein können? Wenn von medizinisch-physiologischer Seite kürzlich festgestellt wurde, daß die moderne Bauweise die Menschen zu schlechten Liebhabern macht; daß die dünnen Wände unserer Wohnungen den dünnen Wänden unserer Seele entsprechen, daß dünne Wände das Eheglück stören – dann mögen schon diese wenigen Beispiele genügen, auf den Widerspruch hinzuweisen, der zwischen dem Wohnenerlebnis als behavioristisch erkennbarem sozialem Prozeß besteht und dem, was entweder aus Sucht nach Originalität um jeden Preis oder aus kommerzieller Notwendigkeit oder aus Unkenntnis geschieht.

Es geht also beim Wohnen nicht nur um Fenstergrößen und Hausformen, um Verkehrsfragen und Bevölkerungsstruktur, um Bodenpolitik und Nachbarschaften, sondern zusätzlich auch um die Erkenntnis des normativen und aktuellen Verhaltens der Menschen beim Wohnen, zusammengefaßt also, von meinem Gesichtspunkt als Soziologe aus gesprochen, um die Durchführung von Verhaltensforschungen, um die Vergabe von diesbezüglichen Forschungsaufträgen, für die erst kürzlich auch ein so

bedeutender Architekt wie Richard Neutra plädierte¹. Solange fortgefahren wird, von außen nach innen zu bauen, ohne die normative Erkenntnis der Natur, der Veränderlichkeit und der Abhängigkeit des Wohnerlebnisses, so lange wird sich die Gesellschaft mit pseudokünstlerischen Gedankengängen und mit selbstsüchtigen Eigeninteressen von Architekten, Dekorateuren und Verkaufskanonen begnügen müssen. Daher ist es an der Zeit, nicht nur von seiten der Sozialwissenschaftler mit dieser Berufsgruppe unverbindlich ins Gespräch zu kommen, sondern auch an der Zeit, von seiten der Architektengruppen, die Sozialwissenschaft, ihre Erkenntnisse und ihre Forschungsmethoden sinnvoll zu unterstützen und zu benutzen. Hier wird es in erster Linie notwendig sein, das Verhalten des Menschen beim aktuellen Wohnerlebnis zu beobachten und zu analysieren, damit Zentralpunkt der Wohnung er, der Mensch, bleibe, nicht aber der stahlumrahmte Diwan, die praktische Kochnische oder die Marotten eigenwilliger Originalitätssucher. Indem ich mich auf das Wort des französischen Soziologen Maurice Halbwachs beziehe, nach dem «zu jeder Epoche eine enge Beziehung zwischen den Gewohnheiten, dem Geist einer Gruppe und dem Aspekt der Stätten, an denen man wohnt, besteht²», gilt es heute in der pluralistischen Gesellschaft mehr denn je, mit Hilfe der praktischen Sozialforschung unsere Aufmerksamkeit auf die Lebens- und Verhaltensweisen der Menschen zu richten.

¹ Siehe Walter Meyer-Bohe, «Neues Bauen und Wohnen in der Schweiz», Bericht über eine Informationsreise vom 13. bis 21. November 1966, Pro Helvetia, Sonderdruck, S. 12.

² Walter Gropius, «Architekten», Frankfurt am Main, 1959, S. 51.

³ Marcel-D. Mueller, «L'évolution de la profession d'architecte», Gazette de Lausanne, 1967.

⁴ Beide Ergebnisse sind der von der Emnid-Institute GmbH & Co., Bielefeld, durchgeführten Standarduntersuchung «Werbung bei Architekten», Herbst 1966, entnommen.

⁵ Frank Lloyd Wright, «Ein Testament», Zur neuen Architektur, München 1966, S. 156.

⁶ Siehe hierzu Josef Lehmbrock, «Die Wandlung der Umwelt», Deutscher Heimatbund, Jahrbuch 1965/66, Neuß 1966, S. 350 ff.

⁷ Neuerdings von Herbert Prader, «Für aktive Architekturpolitik», Neues Forum, Wien, Februar 1967, S. 162 ff.

⁸ Siehe hierzu R. Bendix und S. M. Lipset (Herausgeber), «Class, Status, and Power», Glencoe 1953; Dennis Chapman, «The Home and Social Status», London 1955; Karl Martin Bolte, «Sozialer Aufstieg und Abstieg», Stuttgart 1959; Alphonse Silbermann, «Vom Wohnen der Deutschen», Köln/Opladen 1963, und andere mehr.

⁹ Vergleiche John H. Mueller, «Fragen des musikalischen Geschmacks», Köln/Opladen 1963.

¹⁰ Anna Teut, «Gespräch mit Richard Neutra», Die Welt, 17. Februar 1967, S. 11.

¹¹ «La mémoire collective», Paris 1950, S. 54.

Entsprechen unsere Wohnungen dem Wohnverhalten?

Auszüge aus dem Referat von Herrn Professor J. Schader, Ordinarius an der Abteilung für Architektur der ETH Zürich

Das von den Tagungsveranstaltern zur Diskussion gestellte Thema «Entsprechen unsere Wohnungen dem Wohnverhalten?» lautet, wenn wir die Frage etwas ausführlicher umschreiben: «Entsprechen die Wohnungen, wie sie heute von den Architekten im Auftrage von Bauherren normalerweise geplant und gebaut werden, den Wohnbedürfnissen und Lebensgewohnheiten ihrer Benutzer?» Mit dieser erweiterten Umschreibung sollen zwei Aspekte des Problems deutlicher zum Ausdruck kommen: Erstens soll damit veranschaulicht werden, daß es hier vor allem um die Frage der Wechselbeziehung von Planung und Nutzung geht; und zweitens soll damit gesagt werden, wer an dieser Wechselbeziehung teilhat und in welcher Funktion (Bauherr, Architekt, Bewohner) er dabei beteiligt ist.

Die heutige Situation

Die heute vorherrschende Wohnform der Mietwohnung hat das ursprüngliche Beziehungsverhältnis zwischen Architekt und Bewohner entscheidend verändert: Der unmittelbare Kontakt zwischen Bewohner und Architekt existiert nur noch beim individuellen Einfamilienhausbau; bei der Mietwohnung ist an dessen Stelle ein bloßes Auftragsverhältnis vom Bauherrn zum Architekten getreten. Der Bewohner als Partner fällt aus; er ist in die Rolle des anonymen Konsumenten gedrängt. Diesem Umstand ist es in erster Linie zuzuschreiben, daß Planung und Nutzung heute oftmals zu wenig übereinstimmen, denn dem Planenden fehlt es an geeigneten Informationsmöglichkeiten über das Wohnverhalten einer für ihn anonym gewordenen Bewohnerschaft. Der Architekt behilft sich in dieser Situation meist damit, daß er seiner Planung eine Wohnvorstellung zugrunde legt, die sich lediglich auf seine persönlichen Erfahrungen, Erlebnisse und Kenntnisse stützt. Sein Leitbild ist also von einer völlig subjektiven Vorstellung vom Leben und Wohnen geprägt und bezieht sich fast ausschließlich auf die Lebensgewohnheiten jener ganz bestimmten Bevölkerungsschicht, der er selber angehört. Von den Verhaltensweisen anderer Sozialschichten weiß er meist so wenig, daß er mit irgendwelchen Klischeevorstellungen vorliebnehmen muß. Wie in vielen anderen Wissens- und Arbeitsbereichen zeigt sich auch im Beruf des Architekten immer ausgeprägter, daß subjektive Urteilsbildung nicht mehr genügt, verbindliche Aussagen über menschliches Verhalten im großräumigen, städtisch strukturierten Lebensverband machen zu können.

Wir müssen also den unmittelbaren Kontakt zwischen Bewohner und Architekt wiederherstellen. Dabei gilt es, den veränderten Verhältnissen entsprechend neue Wege des Erfahrungszuganges zu finden und geeignete Methoden zu entwickeln, die Aufschluß über das Wohnverhalten der verschiedenen Bevölkerungsschichten vermitteln, darüber hinaus an Hand von Wohnwertkriterien aber auch die Relation zwischen baulicher Konzeption und Wohnzufriedenheit veranschaulichen. Denn das Ziel jeder sinnvollen Wohnungsplanung ist die Wohnzufriedenheit des Bewohners.

Wohnzufriedenheit

Wohnzufriedenheit stellt sich dort ein, wo Planung und Nutzung übereinstimmen, wo also die Wohnvorstellung des Architekten und das Wohnverhalten der Bewohner zur Deckung gebracht werden und damit ein einheitliches Leitbild zustande kommt. Dieses Leitbild, das auf der übereinstimmenden Vorstellung einer zeitgemäßen Lebens- und Wohnform beruht, bildet die Grundlage der Wohnungsplanung. Der Begriff Leitbild ist hier ganz bewußt verwendet, denn es handelt sich nicht darum, heutige Zustände kritiklos zum Richtwert für die Planungsarbeit des Architekten zu erheben, sondern Entwicklungstendenzen zu erfassen, die an Hand geeigneter Untersuchungsmethoden schon heute aus dem Wohnverhalten abgeleitet werden können. Sinnvolle Planung ist immer auf ein genaues Wissen um die Nutzung angewiesen. Dieses Wissen, das heißt die präzise Kenntnis menschlicher Verhaltensweisen, gehört zu den Planungsgrundlagen. Dem Architekten müssen daher bei jeder Planung genaue Informationen über die spezifischen Wohnbedürfnisse und Lebensgewohnheiten jener Bevölkerungsschicht, für die er zu bauen hat, zur Verfügung stehen. Diese Informationen müssen auf breiter Basis eingeholt werden, damit sie repräsentativ für die Verhaltensweisen aller künftigen Bewohner seines Nutzungsobjektes sind. Sie müssen den Bereich individueller Nutzungsvariationen innerhalb des gruppengebundenen Verhaltens genau abstecken; denn Wohnzufriedenheit entsteht nur dort, wo die Wohnung sich individuellen Bewohnerbedürfnissen innerhalb eines bestimmten Rahmens anzupassen vermag. Damit kommen wir von der Nutzung, das heißt von der Wohnzufriedenheit, her zur wichtigsten, aber auch am schwersten zu verwirklichenden Forderung an die Planung; sie lautet: Optimale Anpassungsfähigkeit der für anonyme Mieter geplanten Wohnung an die individuellen Wohnbedürfnisse der jeweiligen Bewohner. Für die Erfüllung dieser Forderung sind Informationen und Planungsgrundlagen von solchem Ausmaß erforderlich, daß der einzelne Architekt sich diese weder beschaffen noch auf Grund seiner individuellen Kenntnisse erarbeiten kann.

Planungsgrundlagen

In der heutigen Situation können die Architekten ihrer Aufgabe also nur

noch gerecht werden, wenn sie sich auf systematisch erarbeitete Planungsgrundlagen stützen können. Dazu müssen wir uns neuer Methoden bedienen, die dank der Breite ihrer Forschungsbasis zu möglichst umfassenden und objektiven Erkenntnissen führen.

Untersuchungen, die sich mit dieser Frage befassen, existieren in verschiedenster Form. Die meisten behandeln das Problem jedoch fast ausschließlich aus der Sicht der Nutzung; Belange der Planung, wie Situations-, Konstruktions-, Kostenprobleme usw., werden kaum berührt.

Das ist verständlich, denn die Untersuchungen wurden fast durchwegs von Fachleuten aus Disziplinen durchgeführt, die mit den rein baulichen Aspekten des Problems nur in loser Verbindung stehen.

Derartig einseitige Betrachtungsweisen haben aber zur Folge, daß für den Planenden der Aussagegehalt solcher Arbeiten stark eingeschränkt wird. Dies trifft besonders für jene Informationen über das Wohnverhalten zu, die nur auf Mieterbefragungen und nicht auch auf parallel dazu durchgeführten Wohnungsuntersuchungen basieren; denn hier läßt sich nicht einmal ermitteln, ob die Informationen sich auf Planungs- oder auf Nutzungsfehler beziehen.

Was der Architekt für seine Arbeit braucht, ist ein Informationsinstrument, das die beiden bisher zu isoliert anvisierten Aspekte des Wohnungsbaus – Planung und Nutzung – in ihrer intensiven Wechselbeziehung und gegenseitigen Durchdringung genau erfaßt und untersucht.

Von entscheidender Bedeutung ist dabei, daß sich dieses Informationsinstrument in der Stoffbearbeitung einer Systematik und in der Stoffvermittlung einer Darstellungsform bedient, die dem Architekten eine präzise Umsetzung der gewonnenen Erkenntnisse in eine bauliche Form erlauben.

Wie eine solche Methode des Erfahrungszuganges entwickelt und zu einem Informationsinstrument ausgebaut werden kann, wird im Referat am Beispiel einer Forschungsarbeit des Referenten kurz dargelegt.

Bauforschung

Die hier gemachten Ausführungen dürften deutlich genug gezeigt haben, wie dringend wir ein auf breiter Basis erarbeitetes Grundlagenmaterial benötigen. Erst dann, wenn wir im Besitze einer umfassenden Dokumentation sind, können wir auf die Frage des Tagungsthemas «Wie wohnt der Schweizer?» antworten.

Dazu brauchen wir eine Bauforschung. Und zwar eine Bauforschung, die weit über das hinausgeht, was heute normalerweise darunter verstanden wird. Wir brauchen eine Bauforschung, die ihr Arbeitsgebiet nicht nur auf den Bereich der baulichen Realisierungsprobleme beschränkt, sondern sich ebenso intensiv mit der der Realisierung vorangehenden Phase, das heißt mit der Erarbeitung von Entwurfs- und Planungsgrundlagen, befaßt.

Diese Forderung ist heute besonders berechtigt, denn wir müssen täglich feststellen, daß gegenwärtig im